Die terroristische Persönlichkeit

Sozialwissenschaften Die britische Studie „Engineers of Jihad“ untersucht, warum so viele Dschihadisten Ingenieure sind – und zieht erstaunliche Verbindungen zu Rechtsradikalen im Westen.

Seit fast 15 Jahren befindet sich der Westen nun im sogenannten Krieg gegen den Terror. So lange ist es her, dass zwei Flugzeuge ins New Yorker World Trade Center krachten und eines auf das Pentagon stürzte. Doch dafür, dass dieser Krieg militärisch, politisch und kulturell der prägende Konflikt unserer Zeit ist, herrscht erstaunlich wenig Einigkeit darüber, mit wem man es auf der anderen Seite eigentlich genau zu tun hat.

Die Linke glaubt, dieser Krieg sei im Wesentlichen selbst geschaffen. In der arabischen Welt eine Folge der Kolonialpolitik vergangener Jahrhunderte und der dazugehörigen Grenzziehungen – und hierzulande eine Konsequenz gescheiterter Integrationspolitik. Die Unterdrückten und Ausgeschlossenen schlagen zurück. Ganz anders die Rechte, die im Großen wie im Kleinen eher einen Kampf der Kulturen sieht. Islamische Welt gegen den Westen. Integrationsverweigerer gegen die Gesellschaft. Dazwischen: all die Geschichten, Vorurteile, Ideen und Eindrücke, die nach jedem Anschlag hochgespült werden. Liegt es an der Armut der Verlierer? Oder am Reichtum der Saudis? Hat der „Islamische Staat“ gar Sex-Appeal?

Fast alle Terroristen sind jung und männlich. So viel ist klar. Viel mehr aber nicht.

Umar Farouk Abdulmutallab etwa, der sogenannte Unterhosenbomber. Er stammte aus Nigeria, war ein Kind aus guten Verhältnissen, Sohn eines Bankiers. Er radikalisierte sich als Student in London und versuchte im Dezember 2009, einen Airbus mit Sprengstoff, den er in seiner Unterwäsche versteckt hatte, zum Absturz zu bringen. Oder Seifeddine Rezgui, der 2015 am Strand von Sousse in Tunesien 38 Urlauber mit einer Kalaschnikow erschoss und dann selbst getötet wurde. Er mochte Hip-Hop und Fußball, bevor er sich radikalisierte, im Internet kann man ihn beim Breakdance sehen. Oder Abdul Subhan Qureshi, zweitmeistgesuchter islamischer Terrorist Indiens, ein Arbeiterkind aus Nordindien. Bevor er untertauchte, war er ein sehr erfolgreicher Programmierer. Oder Najim Laachraoui, einer der Bombenleger vom Brüsseler Flughafen. Er ging auf eine katholische Schule in der belgischen Hauptstadt.

Was haben diese vier jungen Männer aus drei Kontinenten gemeinsam? Außer dass sie sich als Teil eines radikalen Islams sehen, aus dem sie das Recht ableiten, andere Menschen zu töten?

Der Soziologe Diego Gambetta aus Oxford und der Politologe Steffen Hertog von der London School of Economics geben nun eine überraschende Antwort: Sie alle sind Ingenieure. Oder wollten es werden.

Abdulmutallab studierte Maschinenbau. Rezgui studierte Luftfahrttechnik. Qureshi konnte sich seine Computerjobs aussuchen. Laachraoui studierte Elektrotechnik, bevor er ausstieg und Jobs wie den des Putzmanns im Europaparlament annahm. Die Liste ließe sich endlos weiterführen.

Fast die Hälfte der muslimischen Terroristen, die studiert haben, war laut Gambettas und Hertogs Studie „Engineers of Jihad“ für Ingenieurswissenschaft eingeschrieben. Im Westen wie in der muslimischen Welt. Dort sind es 44,9 Prozent – zumindest von denen, auf deren Biografie Gambetta und Hertog Zugriff hatten. Im Westen sind es 45,1 Prozent. Das ist sehr viel. Weit mehr als die statistische Wahrscheinlichkeit nahelegen würde.

Was ist da los? Ausgerechnet die Leute, die ausgebildet werden, um technische Geräte zu entwickeln und Maschinen zu berechnen, bilden den Kern jener Gruppen, die im Namen Allahs des Allmächtigen Bomben zünden. Die kühlen Rechner glauben mit den heißesten Herzen – und töten dafür. So scheint es zumindest. Dort, wo man den religiösen Fanatismus am wenigsten vermuten würde, wo analytische Intelligenz gefragt ist und systematische Geduld, hat der Islamismus seine wichtigste Basis: bei den Ingenieuren.

Rund 4000 Lebensläufe haben Gambetta und Hertog für ihr Buch untersucht, sehr viele davon waren Biografien islamischer Terroristen. Aus Indonesien, Indien, Pakistan, aus dem Kaukasus, Iran, den meisten Ländern der arabischen Welt, aus Afrika, Europa und Nordamerika. Die Taliban, den IS und Boko Haram haben sie ausgeklammert. Gambetta und Hertog geht es um klandestine Gruppen, nicht um staatsähnliche Organisationen, die Territorien beherrschen. Das Buch ist eine groß angelegte sozialwissenschaftliche Rasterfahndung auf der Suche nach der terroristischen Persönlichkeit.

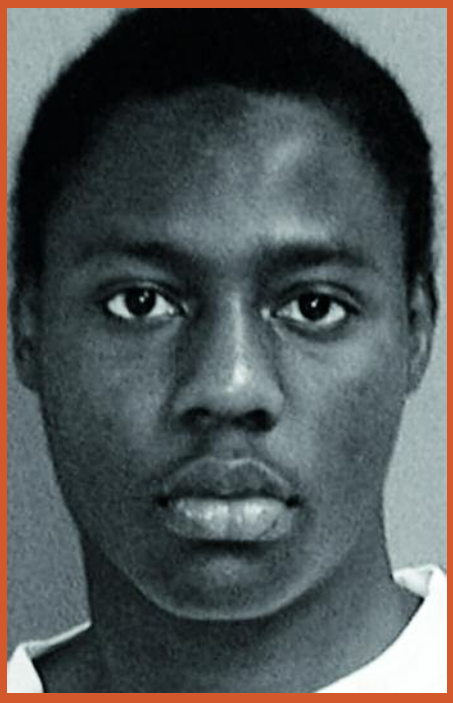
Wahrscheinlich hat es seit den berühmten „Studien zum autoritären Charakter“, die der im amerikanischen Exil lebende deutsche Philosoph Theodor W. Adorno und ein Team von Sozialwissenschaftlern in den Vierzigerjahren erstellten, nichts Ähnliches mehr gegeben. Adorno und seine Mitarbeiter erhoben ihre Daten damals in Kalifornien, sie waren einigermaßen repräsentativ. Sorgfältig ausgearbeitete Fragebögen wurden unter Collegestudenten, Hausfrauen, Arbeitern und Soldaten verteilt und dann ausgewertet.

Gambettas und Hertogs Klientel ist zum Großteil tot, bewegt sich im Untergrund oder sitzt irgendwo auf der Welt im Gefängnis. Das Datenkonvolut, auf dem ihre Studie basiert, ist nicht repräsentativ, was auch schwer zu machen wäre. Gambetta und Hertog habe sich ihre Daten in Archiven, Zeitungsartikeln und Internetseiten zusammengesucht. Aber die Zahlen und die dazugehörigen Geschichten sprechen eine deutliche Sprache: Es gibt ihn, den Ingenieur des Dschihad.

Und er hat sich aus freien Stücken seiner Gruppe angeschlossen. Denn auch wenn es naheliegt zu glauben, dass eine terroristische Organisation Leute braucht, die eine Zündschnur von einem Schnürsenkel unterscheiden können, und dementsprechend versucht, solche Mitglieder anzuwerben – das passiert selten. Menschen, die mit Gewalt Politik machen wollen, suchen sich ihre Gruppen meistens selbst aus – nicht andersherum. Die wenigsten Bombenbauer, über deren Bildungsbiografie etwas bekannt ist, haben ein Ingenieursstudium. Zünder zu bauen und Sprengstoff zu mischen lässt sich auch im Keller lernen.

Der Grund für den hohen Anteil von Ingenieuren unter Terroristen in der arabischen Welt heißt „relative Deprivation“. Es ist das Gefühl, nicht zu bekommen, worauf man glaubt, einen Anspruch zu haben. Ingenieur war in den aufstrebenden arabischen Staaten der Fünfziger, Sechziger und frühen Siebziger ein Beruf, der mit hohem Status einherging. Er war oft mit einer staatlichen Anstellung verbunden, und symbolisch wie real spielten Ingenieure eine wichtige Rolle bei der Modernisierung und Erneuerung dieser Länder. Sie bauten die Straßen und Staudämme.

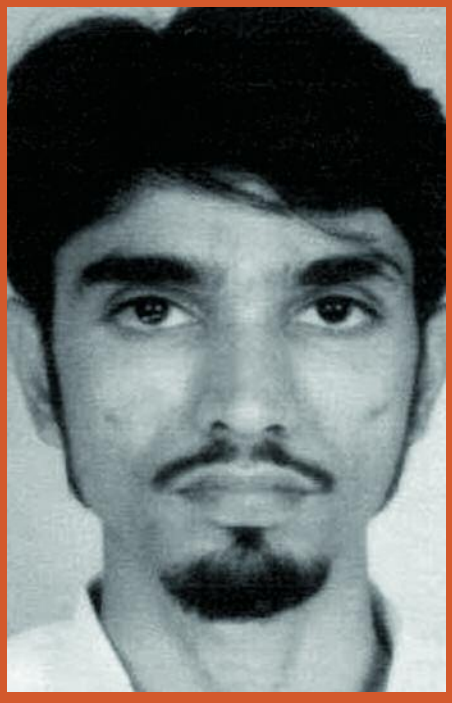
Diesen Status hat der Beruf noch immer – doch angesichts der Modernisierungskrise, die diese Länder seit Langem im Griff hat, fehlt den Ingenieuren dort die Gestaltungsmöglichkeit. Im Ingenieur spiegelt sich die soziale Katastrophe dieser Weltgegend. Der Ehrgeiz und das Scheitern, der Glaube, eine besondere Aufgabe zu haben und die fehlende Möglichkeit, sie auch nur im Ansatz zu lösen. Ingenieure in der islamischen Welt sind seit den Siebzigern eine sozial frustrierte Möchtegern-Elite.



Umar Farouk Abdulmutallab,
der „Unterhosenbomber“
Maschinenbauingenieur

Seifeddine Rezgui,
Attentäter von Sousse
Luftfahrttechnikstudent

Najim Laachraoui,
Bombenleger von Brüssel
Student der Elektrotechnik



Abdul Subhan Qureshi,
Terrorverdächtiger von Mumbai
Computerprogrammierer

FOTOS: REUTERS

Und im Westen? Viele europäische Islamisten kommen aus kleinkriminellen Milieus, sind gesellschaftliche Verlierer. Der Anteil der Ingenieure unter den Kämpfern mit Universitätsabschluss ist trotzdem hoch. Was sich mit „relativer Deprivation“ nicht erklären lässt, ihr sogar eher widerspricht. Ein Ingenieursstudium kann Kindern aus Einwandererfamilien ja gerade die Aufstiegsmöglichkeiten eröffnen, von denen die Eltern geträumt haben. Die Gründe müssen im Inneren liegen, in der Psychologie der Menschen.

Gambetta und Hertog behelfen sich mit einem Trick: Sie öffnen den Blick ihrer Studie und schauen sich die Mitglieder anderer Gruppen an, die Gewalt als Mittel der Politik benutzt haben. Gab es ähnlich viele Vertreter technischer Berufe bei der Roten Armee Fraktion? Bei russischen Neonazis? Bei der amerikanischen Aryan Nation? Bei den Roten Brigaden in Italien? Und tatsächlich gilt vieles, was sich über den islamischen Terrorismus sagen lässt, auch für die Mitglieder von Gruppen, die sich denkbar weit von Kämpfern muslimischen Glaubens entfernt wähnen: rechte Terroristen. Länder- und milieuübergreifend lässt sich ein Bild der rechtsradikalen terroristischen Persönlichkeit zeichnen.

Vier charakterliche Grundzüge machen für die Autoren den prototypischen rechten Terroristen aus. Erstens ein starkes Gefühl von Ekel. Im konkreten wie im übertragenen Sinn. Das treibt ihn an. Er will zum einen sich und seine Umwelt sauber halten. Allerdings geht das Gefühl des Ekels weit darüber hinaus. Nichts verbindet Islamisten, Nazis, Faschisten so sehr wie die Überzeugung, die kulturelle Reinheit ihres Landes, ihres Volks oder ihres Glaubens sei bedroht. Gemeinsames Feindbild: der schwule Mann.

Zweitens ein Bedürfnis nach Ordnung, Struktur und Sicherheit. Kognitive Abgeschlossenheit ist der soziologische Fachterminus dafür. Drittens hat der Rechtsterrorist eine starke Abneigung gegen alle Vieldeutigkeit. Komplexe Probleme, glaubt er, müssten einfache Lösungen haben. Und viertens unterscheidet er überdeutlich zwischen sich und seiner Bezugsgruppe – und allen, die nicht dazugehören. Eine Grenze, die wieder und wieder blutig gezogen werden muss.

Natürlich gibt es Unterschiede zwischen terroristischen Gruppen im Westen und in der islamischen Welt. Zum einen hassen sich Islamisten und Nazis in den meisten Fällen. Sie rekrutieren aber auch eine unterschiedliche Klientel – in der extremen Rechten finden sich etwa traditionell viele Juristen. Unter Islamisten dagegen nicht.

Stellt man Dschihadisten und Nazis nebeneinander, wird aber klar, dass es viele Gemeinsamkeiten gibt. So sehr, dass die Religion eher als Variable neben anderen

erscheint. Die Konstanten sind eine Reihe von Charakterzügen, die sich bei Qaida-Kämpfern und SS-Männern finden lassen, bei einem irakischen Bombenbauer wie bei einem Aryan-Nations-Kämpfer im Mittleren Westen der USA.

Sie lassen sich auf eine Reihe von Grundannahmen herunterbrechen. Traditionalismus, insbesondere wenn es um Geschlechterrollen geht. Glaube an Hierarchien. Grundsätzlicher Autoritarismus. Die Ablehnung einer pluralistischen Gesellschaft. Das starke Gefühl, in einer korrupten Welt zu leben, die gereinigt werden muss. Hass auf die Juden. Und die Überzeugung, dass früher alles besser war und dass der richtige Weg zurück zu alter Glorie führt, einem Reich, das einmal groß war und wieder groß werden wird. Dieses Weltbild kommt ziemlich gut ohne Religion aus, beziehungsweise ist für verschiedenste Überzeugungen anschlussfähig. Der Wunsch nach Ordnung ersetzt den Glauben.

Nun ist die Erkenntnis, dass es untergründige Verbindungen zwischen dem Islamismus und dem Nationalsozialismus gibt, nicht neu. Der amerikanische Essayist Paul Berman ist ihnen 2004 in seiner Studie „Terror und Liberalismus“ nachgegangen. Die Geschichte des Großmuftis von Jerusalem, eines glühenden Judenhassers, der während des Zweiten Weltkriegs mit den Nazis zusammenarbeitete, weil er hoffte, die Juden aus Palästina vertreiben und vernichten lassen zu können, ist oft erzählt worden. Doch das waren ideologiekritische oder historische Argumente.

Das Aufregende an Gambettas und Hertogs Buch ist, dass es ihnen im Kern um etwas anderes geht: Sie beschreiben eine Grundfigur der Moderne. Aus dem Studium einiger Tausend Lebensläufe kristallisiert sich eine terroristische Persönlichkeit heraus. Was treibt sie an? Wie funktioniert sie?

Der muslimische Terrorist ist eine Version dieses Typs. Die, die jeden Tag in den Nachrichten zu sehen ist. Es gibt diesen Typ aber seit Langem. Viele Deutsche hatten Gewalttäter, die ähnlich tickten, in ihrer Familie, ohne sie hätte es den Nationalsozialismus nicht gegeben. Gambetta und Hertog rücken den muslimischen Terroristen an uns heran.

Geisteswissenschaftler schließen sich eher linken Gruppen an.

In gewisser Weise lassen sich Thesen dieser Analyse auch auf Teile des heutigen Ostdeutschlands übertragen. Ein Land, in dem bis zur Wende der zentrale gesellschaftliche Wert die Arbeit war, in dem der Ingenieur hohes soziales Prestige genoss. Vorstellungen, die auch in Sachsen verbreitet sind, seit dem 19. Jahrhundert eines der zentralen Gebiete der deutschen Industrialisierung. Dort oder im benachbarten Thüringen ist das Gefühl der „relativen Deprivation“ Alltag. Es müssen schon sehr viele glückliche Umstände zusammenkommen, wenn sich aus dieser Situation nicht wieder ein rechter terroristischer Untergrund zusammenfinden wird. Der NSU kam aus Thüringen.

Es gibt allerdings erstaunliche Lücken in den Reihen terroristischer Gruppen, egal ob islamistisch oder nazistisch. Sie sind Männerbünde. Frauen wie Beate Zschäpe oder die Schwarzen Witwen, die von tschetschenischen Islamisten losgeschickt wurden, um sich in die Luft zu sprengen, sind die große Ausnahme. Geisteswissenschaftler werden nur selten islamistische Terroristen – wenn sie mit Gewalt Politik machen wollen, schließen sie sich eher linken Gruppen an. Rund die Hälfte der Mitglieder der RAF waren Frauen, viele waren Geistes- oder Sozialwissenschaftler, im harten Kern der RAF gab es keinen einzigen Ingenieur.

Doch auch der linke Terrorist hat ein paar Gemeinsamkeiten mit dem Islamisten: An die Vereinfachung komplexer Probleme glaubt auch er, und die meisten Dschihadisten teilen die Kritik am westlichen Imperialismus, die die Linke vorgegeben hat. „Man muss Muslim sein, um für die Umma zu kämpfen, und weißer Amerikaner, um zur Aryan Nation zu gehören. Aber man muss kein Arbeiter sein, um für die Arbeiterklasse zu kämpfen“, schreiben Gambetta und Hertog. Das ist die Grenze, die den linken vom rechten und islamistischen Terrorismus trennt.

Was kann man tun? Ist es so, wie es der damalige Innenminister Otto Schily 1998 einmal sagte: „Wer Musikschulen schließt, schadet der inneren Sicherheit“? Hilft Literaturwissenschaft gegen Islamismus? Charakterprüfung vor der Studienzulassung? Ein Radikalenerlass für Ingenieure?

Es dürfte eine Menge gewonnen sein, wenn man versteht, dass der sogenannte Kampf der Kulturen nicht nur die Welt teilt, sondern vor allem die Gesellschaft, viele Familien und den Campus der Universitäten.

Tobias Rapp